

11. Sonntag im Jahreskreis B 16. Juni 2024

1. Lesung: Ezechiel 17,22-24

22 So spricht GOTT, der Herr: Ich selbst nehme vom hohen Wipfel der Zeder und setze ihn ein. Einen zarten Zweig aus ihren obersten Ästen breche ich ab, ich selbst pflanze ihn auf einen hohen und aufragenden Berg. 23 Auf dem hohen Berg Israels pflanze ich ihn. Dort treibt er dann Zweige, er trägt Früchte und wird zur prächtigen Zeder. Alle Vögel wohnen darin; alles, was Flügel hat, wohnt im Schatten ihrer Zweige. 24 Dann werden alle Bäume des Feldes erkennen, dass ich der HERR bin. Ich mache den hohen Baum niedrig, den niedrigen Baum mache ich hoch. Ich lasse den grünenden Baum verdorren, den verdorrtten Baum lasse ich erblühen. Ich, der HERR, habe gesprochen und ich führe es aus.

2. Lesung: 2. Korintherbrief 5,6-10

6 Wir sind also immer zuversichtlich, auch wenn wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind; 7 denn als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende. 8 Weil wir aber zuversichtlich sind, ziehen wir es vor, aus dem Leib auszuwandern und daheim beim Herrn zu sein. 9 Deswegen suchen wir unsere Ehre darin, ihm zu gefallen, ob wir daheim oder in der Fremde sind. 10 Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden, damit jeder seinen Lohn empfängt für das Gute oder Böse, das er im irdischen Leben getan hat.

Evangelium: Markus 4,26-34

26 Er sagte: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf seinen Acker sät; 27 dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst und der Mann weiß nicht, wie. 28 Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. 29 Sobald aber die Frucht reif ist, legt er die Sichel an; denn die Zeit der Ernte ist da. 30 Er sagte: Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen, mit welchem Gleichnis sollen wir es beschreiben? 31 Es gleicht einem Senfkorn. Dieses ist das kleinste von allen Samenkörnern, die man in die Erde sät. 32 Ist es aber gesät, dann geht es auf und wird größer als alle anderen Gewächse und treibt große Zweige, sodass in seinem Schatten die Vögel des Himmels nisten können. 33 Durch viele solche Gleichnisse verkündete er ihnen das Wort, so wie sie es aufnehmen konnten. 34 Er redete nur in Gleichnissen zu ihnen; seinen Jüngern aber erklärte er alles, wenn er mit ihnen allein war.

Auslegung:

Die Texte dieses Sonntags sind wie für den Sommer gemacht. Da geht es um das Wachstum der Saat; das muss man gewähren lassen. Man muss abwarten, was daraus wird. Diese Texte fließen sanft dahin, aber sie sind dennoch mehr als eine Idylle. Im Ablauf des Kirchenjahrs signalisieren sie eine gewisse Zäsur. Die Hochfeste sind vorüber; jetzt muss man die Botschaft wirken und wachsen lassen. Die 1. Lesung und das Evangelium lenken unsere Aufmerksamkeit ganz auf den Vorgang des Säens und Pflanzens.

In der **1. Lesung** wird erzählt, wie Gott selbst einen Zweig einpflanzt. Der Anlass dazu liegt allerdings diesem Text voraus. Er wird erst verständlich, wenn man das ganze 17. Kapitel aus dem Propheten Ezechiel mit einbezieht. Der Anlass zu dieser Pflanzung sind sehr dramatische und lebensbedrohliche Ereignisse im Leben des Volkes Israel. Der Prophet, der darauf Bezug nimmt, war selbst in diese Ereignisse verstrickt. Deswegen geht es im Buch Ezechiel insgesamt alles andere als harmlos zu. „Milde“ Texte, wie der Abschnitt unserer 1. Lesung sind darin relativ selten und wenn, dann sind sie der Ausgang von zuvor sehr heftigen Turbulenzen. Dazu kommt noch, dass Ezechiel selbst

von seinem Naturell her als der extremste Prophet des Alten Testaments gilt. Seine Texte sind von manchmal befremdlichen und bizarren Bildern durchzogen, mit denen er dem Volk seine Lage bewusst macht. Extrem war allerdings auch die politische Situation selbst, in die er hineingeboren war – die extremste in Israels Geschichte überhaupt. – 597 vC erfolgte die erste Deportationswelle nach Babylon, nachdem der jüdische König Jojachin es gerade noch geschafft hatte, Jerusalem vor der Zerstörung zu retten. Er selbst musste mit in die Verbannung. Der babylonische König Nebukadnezar setzte an seiner Stelle seinen Sohn Zidkija ein, der aber nur Vasall war und keinerlei eigene Machtbefugnisse besaß – ein Verwalter im Dienste Nebukadnezars, fast schon wie sein Sklave. Fürs Erste schien das Schlimmste gerade noch abgewendet worden zu sein. Es war wenigstens noch ein rudimentäres, wenn auch total abhängiges jüdisches Königtum übriggeblieben, wenn auch nur dem Namen nach. Aber Zidkija spekulierte dennoch auf einen Ausweg. Nach einer kurzen innenpolitischen Schwäche Nebukadnezars glaubte er, er könne sich ihm entziehen, wenn er mit den Ägyptern paktiert. Da bricht 587/86 vC eine gnadenlose Strafaktion über ihn herein. Jerusalem wird mitsamt seinem Heiligtum in Grund und Boden zerstört. Der König muss zusehen, wie seine Söhne getötet werden, um anschließend selbst geblendet und dann nach Babylon verschleppt zu werden, wo sich seine Spur verliert. Das war das Ende des selbständigen jüdischen Königtums für immer. Im 17. Kapitel schildert Ezechiel dieses Schicksal in einem Gleichnis: Der große Adler (= Babylon) hat den Gipfel der Zeder abgerissen und ihn in die Stadt der Krämer und Händler gebracht – eine polemische Beschreibung für Babel. – Die Zeder des Libanon repräsentierte seit jeher die Größe Judas und Jerusalems. – Der Schössling begann zwar zu wachsen und wurde dann zum üppigen Weinstock – auch eine der Seltsamkeiten in Ezechiels Bilderwelt –, aber dann verdorrte er, weil der Ostwind über ihn kam. Der Ostwind ist ein anderes Bild für Babylon. Ezechiel übersetzt sein Bild mit folgenden Worten: *„Siehe, nach Jerusalem kam der König von Babel; er nahm ihren König und ihre Beamten gefangen und führte sie mit sich nach Babel“* (Ez 17,12). – Das ganze Unglück wird nun gedeutet als Bundesbruch des Volkes gegenüber Gott. Als einen Bundesbruch hatten schon andere Propheten wie Jeremia das Paktieren mit den Ägyptern gedeutet. – Diese Vorgeschichte zu unserer 1. Lesung muss man kennen, damit man versteht, warum Gott jetzt selbst einen Zweig vom Gipfel der Zeder nimmt und ihn auf einen hohen und aufragenden Berg pflanzt. Mit diesem Berg ist der Tempelberg in Jerusalem gemeint. Damit verbindet sich die neue Hoffnung, dass Gott selbst Israel wieder errichtet. Dieser Baum wird dann so prächtig, dass in seinem Schatten alle Vögel des Himmels wohnen werden – ein starkes Zeichen dafür, dass Gott seinem Volk wieder das Heil schenkt, d.h., die Zerstreuten wieder einsammelt und ihnen Schutz gewährt. So wird die Zerstreuung in eine Sammlungsbewegung im Schatten des Jahwe-Glaubens münden: *„Alle Vögel wohnen darin; alles, was Flügel hat, wohnt im Schatten ihrer Zweige“* (v23). Dieser Vers wird dann im Evangelium Mk 4,32 aufgegriffen. Das Nisten der Vögel im Schatten der Zweige ist ein beliebtes Bild für den Schutz, den das Friedensreich Gottes gewährt.

Der folgende Vers Ez 17,24 dürfte wohl eine spätere Ausdeutung sein: *„Ich mache den hohen Baum niedrig, den niedrigen Baum mache ich hoch...“*, denn sie schließt nicht logisch an den vorherigen Text an. Da muss man in der Geschichte der Verschleppung einen zeitlichen Sprung machen und an den Niedergang Babylons denken, denn um 539 vC haben sich die Machtverhältnisse wieder geändert und die Perser zwingen den letzten Babylonierkönig nieder und übernehmen die Herrschaft im Orient. Bilder vom Ausgleich der Höhen und Tiefen sind im Alten Testament beliebt und werden gerne von den Propheten verwendet. Da hat schon einmal ein späterer Bearbeiter des Ezechielbuches diesen Gedanken eingefügt. Später wird dieses Motiv in verschiedenen Variationen auch vom Neuen Testament aufgegriffen. Wir hören es aus dem Mund des Täufers: *„Jede Schlucht soll aufgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden“* (Lk 3,5) oder im Magnifikat: *„Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“* (Lk 1,52). Da werden Erfahrungen aus dem sozialen und politischen Leben verinnerlicht und auf das Gottesverhältnis übertragen. Solche Metaphern (= Übertragungen) sind typisch für die Bibel insgesamt. Die Sprache der alltäglichen Erfahrung

wird zum Bild für das Gottesverhältnis. Der Befreiungstheologe LEONARDO BOFF hat das die „Mystik der Straße“ genannt. An der Wirklichkeit des Alltags – des erlebten und erlittenen – formt sich die Sprache des Glaubens.

Von den Vögeln im Schatten der Zeder führt der Weg unmittelbar zum **Evangelium**, denn dort wird das Bild aufgegriffen und auf die Sammlungsbewegung Jesu übertragen (Mk 4,32). Aber damit sind wir schon an das Ende des Gleichnisses gesprungen, besser gesagt, an das Ende des zweiten Gleichnisses, denn der Abschnitt Mk 4,26-34 enthält gleich zwei Gleichnisse. Das erste in den Versen 26-29 ist das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat, das zweite in den Versen 30-32 das Gleichnis vom Senfkorn. Daran schließt sich in den Versen 33-34 noch eine Schlussbemerkung an, die den ganzen Komplex der Gleichnisreden Jesu abschließt. Sie wurde wohl von einem späteren Bearbeiter ergänzt.

Das erste Gleichnis von der selbstwachsenden Saat wird nur von Markus überliefert. Es ist ein wunderbar sanftes und stilles Gleichnis, eine verborgene Geschichte der Gottesherrschaft. Da muss niemand etwas tun. Die Saat wächst von selbst. Und doch ist der Sämann irgendwie mit einbezogen. Er sieht zu, wie alles wächst, staunt über das Geheimnis und weiß nicht, wie es geschieht. Er ist aufmerksam dabei, aber er stürzt sich nicht in falsche Aktivitäten. Dieses Gleichnis ist wohl von Jesus wirklich so erzählt worden. Wir haben es also mit einem authentischen Wort Jesu zu tun. Das zeigt aber gerade, wie wenig Jesus ein aufgeregter, eifernder Prophet gewesen ist. Er war kein politischer Messias; er hat nicht gekämpft, er brauchte keine ausgefeilten Werbestrategien, kein heftiges Einschreiten gegen Missstände, kein Schwingen der Zuchtrute, wie wir es von manchen modernen Eiferern kennen. – Einfach wachsen lassen, gelassen abwarten – wie schwer fällt uns das oft –, kein nervöser Blick auf die Uhr, kein ungeduldiges Einschärfen von Wissen, wenn unsere Kinder wieder einmal zu langsam denken. Vielleicht könnte das ein passendes Gleichnis für Lehrer und Erzieher sein. Dabei sind es gerade die Kinder, die diese Art von Gelassenheit noch am besten verwirklichen können: hingebungsvoll einem Käfer beim Krabbeln zuschauen, auf das knisternde Rauschen des Kornfeldes lauschen, usw. Diese Eigenschaften brauchen wir, wenn wir das Reich Gottes erwarten, denn die Zeit der Ernte bestimmen nicht wir (v29). – Aber dann, wenn die Ernte beginnt, müssen wir bereit sein. Auch dieser Gedanke spricht aus dem Alten Testament zu uns herüber: „*Schwingt die Sichel; denn die Ernte ist reif*“ (Joel 4,13). Aber im Markusevangelium gibt es an dieser Stelle eine Änderung des Subjekts. Nicht „wir“ bestimmen den Zeitpunkt der Ernte. Der Schnitter im Reich-Gottes-Gleichnis ist Gott selbst. Diese Ernte fahren auch nicht wir ein nach einem erfolgreichen Leben oder was wir darunter verstehen, sondern Gott fährt sie ein, aber nach anderen Kriterien als den unseren. – Da kommt nun auch gleich das zweite Gleichnis ins Spiel: die Verse 31-32 mit der Rede vom Senfkorn. Das Reich Gottes beginnt wie ein Senfkorn. Es ist das kleinste unter den Samenkörnern. Wer beachtet es? Unsere Befürchtung, dass das, was wir im Leben zu bieten haben zu klein ist, zu banal, zu trivial, als dass wir damit zu Gott kommen dürfen, ist damit zerstreut. Der hoch begabte, aber leider zu früh verstorbene evangelische Theologe HENNING LUTHER (1947-1991) hat einem seiner Bücher den Titel gegeben: „*Frech achtet die Liebe das Kleine.*“ Frech? Kann man dieses Wort in dem Zusammenhang überhaupt verwenden? Wäre da nicht besser das Wort „demütig“ angebracht? Nein! Mit großem Selbstbewusstsein – frech eben! – achtet die Liebe das Kleine, weil Jesus die Aufmerksamkeit für das Reich Gottes auf das Kleine gelenkt hat. Daher dürfen auch wir mit Selbstbewusstsein auf das Kleine schauen, brauchen uns seiner nicht zu schämen, weil darin die Größe zum Wachstum liegt. Vielleicht würde es in der Welt harmonischer und freundlicher zugehen, vielleicht könnte man damit sogar Kriege vermeiden, wenn sich nicht immer wieder Menschen aufplustern würden zu einer Größe, die nur Lüge ist. Doch unser Auftrag beim Warten auf das Reich Gottes besteht darin, das Kleine zu schützen.

Warten und Geduld haben – das ist auch das Thema, das Paulus uns in der **2. Lesung** ans Herz legt. Bei dieser Stelle aus dem zweiten Brief an die Korinther ist er gerade nicht als Prediger unterwegs,

sondern er ringt mit seinem eigenen Schicksal. Nach den Mühen der Missionsarbeit, nach der Todesgefahr, der er in Asia (Kleinasien) ausgesetzt war, rechnet er erstmals mit seinem eigenen Tod. Aber hier rechnet er anders mit dem Tod als er es noch fünf Jahre früher getan hat. Im ersten Brief an die Thessalonicher (1 Thess 4,13-18) sprach er noch selbstgewiss von der Wiederkunft Christi, bei der alle versammelt und noch zu Lebzeiten von Christus abgeholt und unter den Posaunen der Engel vom irdischen ins ewigen Leben hinüberschreiten werden – „auf den Wolken in die Luft ent-rückt“ (1 Thess 4,16). Jetzt sagt er: „Als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende“ (2 Kor 5,7). Die Vorstellung, dass die Erwählten wie in einer großen Prozession gemeinsam in den Himmel einziehen werden, ist nun bei Paulus der des individuellen Sterbens gewichen. Nun verzichtet er auf diese Vorstellung, die er zuerst selbst gepredigt hat. Jetzt nimmt er die griechische Denkweise zu Hilfe, nach der wir in unserem irdischen Leib zuhause sind (v6) und fern vom Herrn in der Fremde leben müssen. Es wächst in ihm die Vorstellung, dass der Verstorbene als Einzelner vor den Richterstuhl Gottes treten wird. Diese Wandlung im Denken des Paulus ist bemerkenswert, weil sie zeigt, dass er seine Auferstehungshoffnung nicht an eine einmal gewonnene Vorstellung geknüpft hat, an der er nun verbissen festhält, nämlich an ein apokalyptisches Ereignis am Ende der Zeiten. Die Vorstellung von der Naherwartung Christi noch in diesem seinem Leben hat er fallen gelassen und sich gelassen und unaufgeregt einer anderen Denkvorstellung zugewandt. Daran kann man lernen: Alle Denkvorstellungen sind relativ. Man muss sich nicht verbissen daran klammern. Dieses Beispiel bei Paulus zeigt aber auch, wie wandlungsfähig die Bibel selber ist. Wer glaubt, die Bibel sei ein festgezurrt System von sich nie verändernden und ewig bestehenden Sätzen, wird hier eines Besseren belehrt. Paulus konnte seine theologischen Denkmuster ändern, wenn sie für das wirkliche Leben nicht mehr tragfähig waren. Daran sollten sich alle ein Beispiel nehmen, die meinen, dass das sprachliche Gewand eines Textes schon die Wahrheit selber ist – ewig und unabänderlich. Nicht unsere Denk- und Sprachformen sind ewig, sondern Gott ist ewig. An Paulus können wir lernen, dass man nicht eine bestimmte Anschauung zum Dogma erheben kann. Trotzdem braucht man die alten Bilder nicht über Bord zu werfen. Man darf sich erschüttern lassen von den Klängen eines *Dies irae* (mittelalterlicher Hymnus über das Jüngste Gericht), das der Auferstehungsvorstellung aus dem ersten Thessalonicherbrief nachgebildet ist. Diese Bilder lassen sich ohne Weiteres als Metaphern und als Poesie des Glaubens in ein aufgeklärtes Denken integrieren.

UNENDLICHKEIT

*Wer weiß der Vögel Flug,
Und wer den Weg des Windes?
Wer folgt dem Wolkenzug,
Dem Lächeln eines Kindes,*

*Dem Licht im Weizenfeld,
Dem Fall der Regentropfen,
Dem Herbstlied aller Welt:
Früchte, die niederklopfen?*

*Du würdest arm und alt,
Eh dass du könntst durchdringen
Die ewige Gewalt
In den geringen Dingen.*

ALBRECHT GOES (1908-2000)